

Ruby Braun
Grace

RUBY BRAUN

GRACE



Academy of Dream Analysis

Roman

Forever

Forever by Ullstein

Forever.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe bei Forever

Forever ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

1. Auflage November 2024

ISBN: 978-3-95818-797-9

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: FinePic ®, München (Baldrian, Lavendel, Blätter),

© NSA Digital Archive / Getty Images (Baldrian),

© Joanna Jankowska / Trevillion Images (Motte)

Bild Tintenflecke: Freepik.com

Satz und Repro: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Albertina MT Pro

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Liebe Leser:innen,

Grace ist ein düsterer, abgründiger Roman, der potenziell triggernde Inhalte beinhaltet. Eine Auflistung der Themen findet ihr auf der letzten Seite. Mercys und Nemesis' Geschichte ist emotional intensiv und gleicht stellenweise einem alpträumhaften Sog. Bitte passt daher gut auf euch auf.

Alles Liebe,
Ruby

Für alle, die gnädiger mit sich selbst sein sollten.

Und für meine Schwester Ina.
Niemand begegnet wahr gewordenen Alpträumen
so furchtlos wie du. Ich bin so froh,
dass du bei uns bist.

Wer träumt, sündigt.
Wer nicht träumt, stirbt.

Prolog

Ein Mann aus Asche und Sand

In der Nacht, in der er zurückkehrte, ging ein Raunen durch die Akademie der Träume.

Ein Flüstern wie eine plötzliche Windbö, die den Schnee aufwirbelt und die Flocken durch die Luft jagt. In ihrem Zwinger spitzten die Huskys die Ohren, einige brachen in lautes Gebell aus. Die Rentiere scharrten in ihren Ställen nervös mit den Hufen, die Seeadler schlugen aufgebracht mit ihren majestätischen Flügeln, selbst die Mäuse in der Speisekammer quiekten vor Schreck.

Studierende wie Lehrkräfte zuckten im Schlaf zusammen und wälzten sich unruhig in ihren Betten. All ihre Träume hatten einen unerwartet bitteren Beigeschmack.

Doch er schritt selbstbewusst voran.

Dass die Akademie unter seinem Gewicht zu ächzen schien, verstand er als Willkommensgruß. Silberweißes Mondlicht fiel durch die hohen Rundfenster und wies ihm den Weg zu ihren Räumen.

Seine Faust donnerte gegen die Tür, die sich wenig später öffnete. Aus müden, verwirrten Augen sah sie ihn an, zog ihren Morgenmantel enger um die schmalen Schultern und fragte: »Wer sind Sie?«

Er lächelte. »Es ist schön, dich wiederzusehen.«

Jahre später konnte man es wieder hören, das düstere Raunen, das wie ein kräftiger Luftstoß durch die Gänge wehte, doch ebenso schnell verklang, wie es aufgekommen war. Wieder spitzten die Hunde die Ohren, bellten jedoch nicht. Die Rentiere hoben die Köpfe, senkten sie aber wieder zum Heu hinab, die Seeadler machten sich nicht die Mühe, ihre Flügel aufzuspannen, nur die Mäuse quiekten erschrocken.

In Zimmer Nummer neun des Studierendenhauses schliefen eine junge Frau und ein junger Mann in einem Bett. Sie hatte gerade erfahren, dass ihr tot geglaubter Bruder am Leben war, und schlief vor Erschöpfung tief und fest. Er war so vertraut mit seinen Alpträumen, dass er das finstere Flüstern gar nicht bemerkte.

Wären die beiden doch nur in ihrem Schlaf aufgeschreckt, hätten das Raunen gehört und es als Warnung verstanden ...

PART I

*Eins, zwei –
der Sandmann kommt vorbei.*

*Drei, vier –
schließ ab deine Tür.*



1

Nemesis

In meiner Vorstellung ist der Tod ein Meister der Masken und präsentiert sich mit unzähligen verschiedenen Gesichtern. Zum ersten Mal bewusst wahrgenommen habe ich ihn in der Gestalt eines kleinen rostrot gefiederten Vogels. Mein Bruder Neuro, meine Mutter und ich verließen das Freibad und betraten den Parkplatz, als ich das Tier auf dem Asphalt liegen sah. »Flieg los!«, rief ich, als ich mich näherte, doch der Vogel erhob sich nicht in die Lüfte, sondern blieb regungslos in der Augusthitze. »Er ist tot, Lucy. Natürlich kann er nicht mehr fliegen«, sagte Neuro, kniete sich neben mich und schob einen Stock unter den Vogel. Als er das Tier herumdrehte, erschrak ich angesichts der dicken Maden, die sich durch den Bauch fraßen. Das Gesicht des Todes vergaß ich nicht mehr.

Dann zeigte er jahrelang das Antlitz meines Bruders. Neun Jahre meines Lebens war Neuro tot, und dieser Umstand bestimmte mein Sein, trieb mich vor sich her, machte aus dem Mädchen Lucy, das ich einst war, Nemesis, seine Rächerin.

Und jetzt, jetzt trägt der Tod das Gesicht des Mannes, in den ich mich verliebt habe. Denn als ich die Lider öffne, halb im Arm des Schlafes, halb in Mercys, und ihn anschau, denke ich: Er ist tot. Mercy ist tot.

Schwachsinn.

Ich reibe mir die Augen, rücke von ihm ab und stütze mich auf den Ellbogen. Mercys Arm, der bis vor wenigen Sekunden um meine Schultern gelegt hatte, fällt schlaff auf das Laken. Noch immer ganz schummerig vom Schlaf blinzele ich in das diesig graue Licht und schlucke gegen den fahlen Geschmack in meinem Mund an. Als ich den Kopf drehe und mehr von meinem Zimmer erkennen kann, werden ich und meine Erinnerungen wacher.

Und plötzlich ergießt sich eine Erkenntnis wie ein Eimer Eiswasser über mich: Mein Bruder lebt. Ich habe es vor wenigen Stunden in den Erinnerungen der Direktorin Jupiter Sterling gesehen: *Neiro ist am Leben.*

»Mercy.« Vorsichtig rüttle ich an seiner Schulter, schlage die Bettdecke zurück und komme auf die Knie. Mit einem Mal schlägt mein Herz so schnell, als hätte ich einen Hundertmetersprint und keine Ruhepause hinter mir. Ich will zu Jupiter und mit ihr über das, was ich gesehen habe, sprechen. Sofort. »Hey.« Meine Finger graben sich tiefer in seinen Oberarm, und ich rüttle an ihm. »Wach auf.« Aber Mercy zeigt keinerlei Regung, sodass ich mich über ihn beuge, an beiden Schultern fasse und lauter sage: »Steh auf. Wir müssen zu deiner Tante.« Nichts. Sein Körper und Kopf bewegen sich unter meiner Berührung, doch seine Lider bleiben geschlossen. Angesichts seiner unnatürlichen Blässe verziehe ich irritiert das Gesicht. »Hallo?« Mit der flachen Hand schlage ich leicht gegen seine Wange. »Wach auf!«

Plötzlich habe ich das Gefühl, dass mein rasender Puls nicht mehr meinem Bruder, sondern Mercy gilt.

Er ist tot. Habe ich nicht genau das in meinem benommenen, nicht zurechnungsfähigen Zustand zwischen Schlafen und Wachen gedacht?

Ich lasse von ihm ab und rutsche ans Ende des Himmelbetts. Die Eisenstäbe des Gestells drücken hart und kalt in meinen Rü-

cken, während ich Herz, Atem und Verstand dazu zwingen, sich zu sortieren.

Was ist passiert?

Ich bin in meinem Bett im Zimmer der Akademie aufgewacht. In Mercys Arm. Mein Kopf lag nach wie vor auf seiner Brust, ein kleiner Sabberfleck auf seinem Hemd beweist meinen Tiefschlaf. In den ersten Sekunden habe ich verstörende Todesassoziationen gehabt, vermutlich ist das meine Art zu verarbeiten, dass mein Bruder lebt. Doch jetzt starre ich auf Mercy, der völlig bewegungslos vor mir liegt ...

Mit einem Herzschlag, der wie Fausthiebe in meiner Brust schlägt, rutsche ich an ihn heran und versuche es noch einmal, greife nach seinem Oberarm und schüttle ihn.

»Mercy?«

Nichts.

Mit beiden Händen fasse ich nach seinen Schultern und rüttle.
»Mercy? Wach auf.«

Nichts.

Schweiß sammelt sich in meinen Handflächen. Vorsichtig schiebe ich die Finger in seinen Nacken und hebe den Kopf an. Seine akkurat geschwungenen Lippen sind geradezu blutleer, seine Haut fahl, fast gräulich.

»Wenn das ein schlechter Scherz sein soll, dann öffne lieber jetzt die Augen als später«, sage ich, doch ... nichts.

Ist er ...?

Obwohl ich keine Bewegung hinter seinen Lidern wahrnehme, die auf die REM-Schlafphase hindeutet, dominiert schlagartig ein Gedanke in meinem Kopf: Mercy ist in einem seiner Albträume gefangen. Er kommt nicht raus. Er hat die Kontrolle verloren.

Ich liege wieder neben ihm, verschränke unsere Finger miteinander und presse mich eng an ihn.

»Keine Sorge«, flüstere ich mehr zu mir selbst als zu ihm. »Ich hol dich da raus.«

Binnen Sekunden bin ich in einem hypnagogen Zustand und renne die Treppe des Bewusstseins hinauf. Mit jeder Stufe verlasse ich die hypnoseähnliche Ebene und schlafe tiefer ein. Dabei konzentriere ich mich allein auf Mercy, doch das ist keine rationale Entscheidung, die ich treffen muss, es kostet mich keinen Funken Energie. Vielmehr ist alles in mir so von dem Wunsch getrieben, zu ihm zu gelangen, dass ich den Eingang zu seiner Traumwelt bereits sehe, als ich noch nicht einmal die letzte Stufe der Treppe erklommen habe.

Ich spüre den Wind an Haaren und Rock reißen und sehe den dunkelgrauen Schlund, der mich verschlucken will, doch ich gebe mich ihm nur allzu bereit hin. Als ich in den Strudel zu Mercys Träumen gelange, wird mein Puls in den anaeroben Bereich katapultiert, um in der nächsten Millisekunde schmerzhaft hinabzusacken. Mir wird die Sicht genommen, ich rieche den Gestank von verbrannter Erde, weiß jedoch, dass ich jeden Moment durch die wirbelnde Spirale hindurch sein muss.

Doch als ich es bin, traue ich meinen Augen nicht. Denn Mercys Traum ist ... leer. Vollkommen leer. Ich stehe im schwarz-weißen Nichts, das merkwürdig flackert und surrt wie ein alter Fernseher, dessen Stecker gezogen wurde.

Mercy träumt ... nicht?

Aber ... aber ...

Im nächsten Moment bin ich wach, schlage die Lider auf und blicke an die stuckverzierte Decke meines Akademiezimmers. Ich schmecke Panik, mein gesamter Mund füllt sich mit dem säuerlichen Geschmack. Als ich erneut auf den Knien bin, packe ich Mercy und schüttele ihn. »Verflucht!« Meine Stimme klingt spröde. »In welchem Zustand du dich auch immer befindest, WACH AUF!«

Mercys Kopf fällt zurück, seine Lider sind geschlossen. Ruckartig ziehe ich die Hände zurück, sodass sein Körper schlaff auf der Matratze liegt.

Verzweiflung mischt sich unter meine Panik. Ich verstehe nicht. Verstehe nicht, dass wir nebeneinander eingeschlafen sind und er jetzt nicht aufwacht. Was ...? Ist er ...?

Ich springe aus dem Bett, reiße die Zimmertür auf und renne den Gang hinab.

»Esra!« Meine Faust hämmert gegen das Holz. »Esra, bi...«

Als die Tür aufschwingt, falle ich beinahe über die Schwelle.

»Zur Mondgöttin«, flucht sie. »Was ist in dich gefahren?«

»Mercy ... er ...«, stammle ich nach Luft japsend, während ich in die Richtung meines Zimmers zeige. »Wir ... Er ...«

In ihrem floral bestickten Morgenmantel tritt Esra aus dem Raum und greift nach meinen Händen. »Beruhige dich. Du hyperventilierst gleich.«

»Mercy braucht Hilfe, ich weiß nicht ...«

Sie verstärkt den Druck ihrer Hände und zieht mich näher zu sich. »Sieh mich an.«

Mein Blick springt von Esra den Gang hinab.

»Schau mich an, Nem.«

Um nicht noch mehr Zeit zu verlieren, komme ich ihrer Bitte nach. Sie runzelt die Stirn, vermutlich weil sie zu begreifen versucht, was gerade vor sich geht.

Hinter ihr tritt Victoria in den Türrahmen. Sie trägt nur ein T-Shirt, das ihr bis zu den Oberschenkeln reicht, und ihre gesamte Mimik verzieht sich argwöhnisch bei meinem Anblick. »Was ist denn mit dir los?«

Noch immer Esras Hände haltend, stottere ich: »Mercy ... er ... wacht nicht auf. Wir sind eingeschlafen, und dann bin ich wach geworden, aber er ... er liegt in meinem Bett wie ... wie ...«

Mehr braucht es nicht, um Esra in Bewegung zu versetzen. Sie lässt mich los, holt ihren knallgelben Mantel aus dem Zimmer und sagt zu Victoria: »Bleib bei ihr. Ich hole Jupiter«, während sie bereits den Gang hinab zur Eingangstür des Studierendenhauses eilt.

Ich will ihr nachgehen, doch Victoria fasst nach meiner Schulter und hält mich zurück. »Du hast gehört, was sie gesagt hat. Zeig mir lieber dein Dornröschen, das anscheinend in einen tausendjährigen Schlaf gefallen ist.«

Mir ist nicht nach Lachen, sondern nach Kotzen zumute, so sehr, dass ich mich am liebsten vornüberbeugen und auf den polierten Boden spucken möchte. Doch ich presse nur die Finger in die Seiten und kehre mit Victoria zurück in mein Zimmer. Nachdem sie das Deckenlicht eingeschaltet und die Tür hinter uns geschlossen hat, tritt sie an das Himmelbett heran. Hellgelbes Licht umfließt Mercy; sein Hals liegt frei, sodass mich die Lettern seines Tattoos verspotten: *NO MERCY*.

Victoria hält ihm einen Finger unter die Nase. »Atem. Wenn auch sehr flach.« Sie beugt sich über ihn und presst ihr Ohr an seine linke Brust. »Herzschlag. Wenn auch sehr langsam.«

Bedeutet das ...?

»Dornröschen ist auf jeden Fall nicht tot.« Sie richtet sich auf und sieht auf Mercy hinab. »Hast du es schon mit einer Ohrfeige probiert?«

»Ich habe versucht, ihn zu wecken, aber er ...«

Victoria schüttelt unsanft seine Schulter. »Guten Morgen, Mister Sterling.«

Als wäre mein Zimmer nicht mehr meins, verharre ich in der Ecke und wage es nicht, mich dem Bett zu nähern. Als es laut gegen die Tür klopft, ist es Victoria, die sie öffnet.

Ein sauberer, fast steriler Duft, eine hoch taillierte Hose, eine knitterfreie Bluse und der strenge weißblonde Dutt – Jupiter Ster-

ling stürmt in den Raum. Mit wenigen Schritten ist sie bei ihrem Neffen, beugt sich über ihn und betrachtet ihn eingehend, berührt ihn allerdings nicht.

Esra, wieder im Morgenmantel, Victoria im Oversize-Shirt, ich in Rock und Bluse, die Haare zerwühlt vom Schlaf, wir alle starren auf Jupiter in ihrer piekfeinen Aufmachung und warten darauf, dass sie etwas sagt, etwas erklärt, etwas tut.

Als sie sich schließlich zu uns umdreht, ist ihre Miene wie aus Marmor gemeißelt, nur ihre Augen verraten sie. Die Direktorin fixiert mich. »Was ist passiert?«

»Ich ... ich weiß es nicht.« Mein Gestammel kommt mir so erbärmlich vor. »Ich ...« Soll ich vor Esra und Victoria erwähnen, dass ich in ihre Erinnerungen eingedrungen bin und von dem Gesehenen so erschöpft war, dass Mercy und ich eingeschlafen sind?

Sie muss in meinem Ausdruck lesen, was mir auf der Zunge liegt, denn sie präzisiert: »Was ist *danach* passiert?«

Danach ... Wir sprechen also vom selben *Danach*, vom *Was-ist-nach-dem-Eintritt-in-meine-Erinnerungen-passiert*.

»Mercy und ich haben uns in mein Bett gelegt. Er hat mir mein Armband zurückgegeben.« Ich zupfe am Ärmel meiner Bluse, und Jupiter folgt meiner Bewegung; ihr Blick liegt so intensiv auf dem Schmuckstück, das mir mein Bruder einst geschenkt hat, als würde sie es damit in Brand setzen wollen. »Dann bin ich eingeschlafen. Als ich aufgewacht bin, wollte ich ihn wecken, aber er ...« Wie ein hilfloses Kind deute ich zum Bett. »Er wacht nicht auf.«

Jupiter sieht zu ihrem Neffen, und für die Hälfte einer Sekunde bröckelt ihre Marmormiene. Ihre Unterlippe zittert, die Nasenflügel beben, Sorgen durchfurchen ihre Stirn. Als sie sich ganz in unsere Richtung dreht, ist ihre Stimme jedoch gefestigt. »Niemand fasst ihn an, habt ihr verstanden? Ihr lasst ihn genau so liegen, bis dein Vater und dein Bruder hier sind, Esra.«

Elios Zwillingsschwester nickt, Victoria hebt unschuldig die Hände, nur ich harre starr in der Ecke des Zimmers.

»Und ihr erzählt niemandem etwas darüber, habt ihr gehört? Kein Wort zu irgendjemandem.«

»Selbstverständlich sagen wir nichts.« Esra tritt hervor und wirft einen Blick auf Mercy. »Aber hast du eine Vermutung, was mit ihm los ist?«

Jupiter presst die Lippen zusammen, doch schließlich antwortet sie: »Ich habe ihn schon einmal so bleich gesehen ... so totenbleich.«

»Wann?«, fragt Esra, doch die Direktorin wendet sich von uns ab und ihrem Neffen zu. Als wäre Mercy aus fragilem Glas, lehnt sie sich zögerlich zu ihm hinunter und haucht einen zarten Kuss auf seine Stirn. »Alles wird gut, mein Liebling, hast du gehört? Alles wird gut.« Ihre Worte klingen nicht nach einem Versprechen, sondern nach absoluter Gewissheit. Sie richtet sich auf, streicht ihre Hose glatt und geht zur Tür. »Wenn du dich angezogen hast, erwarte ich dich in meinem Büro, Esra.«

»Natürlich«, antwortet sie und folgt Jupiter, doch auf halbem Weg hält Esra inne und sieht mich mitfühlend an. »Du kannst erst mal in *meinem* Zimmer bleiben.«

»Oder bei mir«, bietet Victoria etwas steif an.

»Wir klären Nemesis' Unterkunft, sobald wir Henrique angerufen haben«, bestimmt Jupiter und wartet im Türrahmen darauf, dass wir das Zimmer verlassen.

»Kann ich noch einen Moment bleiben?« Mein Tonfall ist unterwürfig.

Esra und Victoria stehen bereits im Flur, als die tannengrünen Augen der Direktorin auf meine treffen. Sie sieht mich mit so viel bedingungsloser Härte an, dass sie mich für die Länge unseres Blickkontakts an meine Mutter erinnert.

»Bleib einen Moment. Aber wenn sich herausstellt, dass du für seinen Zustand verantwortlich bist, Schlafwandlerin, dann gnade dir die Mondgöttin.«

Damit schließt sie die Tür.

Und ich? Ich schaffe es gerade so zum Bett. Obwohl ich Mercy nicht anfassen soll, greife ich nach seiner erstarrten, kalten Hand und presse sie gegen meine Lippen. Ich spüre die Narben auf der Innenfläche, das kühle Eisen seiner Ringe, meine Tränen, die ich niederringe, denn ich habe heute wahrlich genug geheult.

Ich verstehe es einfach nicht. Noch vor wenigen Stunden lag ich auf dem Theaterboden des *Sigismund Schlomo Theatre* und habe zum Deckenfresko hinaufgestarrt. Dann kam Mercy und mit ihm so viel wütende Begierde, so viele verlangende Küsse, so viel Lebendigkeit.

Die Wahrheit ist: Ich habe mich in dich verliebt, Nemesis.

Das hat er gesagt. Zwar gequält, aber *echt*, mit schlagendem Herzen und blutvoller Angst. Dann gab er mir den Mut, mich Jupiter Sterlings Erinnerungen zu stellen. Er war da, er hat mich nicht losgelassen, er war der erste Mensch, mit dem ich geteilt habe, dass mein Bruder lebt. Der erste und einzige Mensch, mit dem ich es teilen wollte.

Und dann? Und jetzt? Bin ich für seinen Zustand verantwortlich? Ist es meine Schuld, dass er nicht aufwacht?

Mercy atmet. Mercys Herz schlägt. Mercy lebt. Und dennoch fühle ich mich, als würde ich an seinem Totenbett kauern.

2

Mercy

Meinen Müttern tiefer in die Katakomben meines Unterbewusstseins zu folgen, fühlt sich an, als würde ich in einen traumlosen Winterschlaf fallen. Mit jedem Schritt spüre ich meine schwächer werdende Atmung, meinen sich verlangsamenden Puls, meine sinkende Körpertemperatur. Ich riskiere einen Blick auf meine blassblauen Hände, auf deren Rücken die Adern noch deutlicher hervortreten, während mein flacher Atem in einer schwarzen Wolke vor mir aufsteigt.

Immer wieder drehen meine Mütter ihre verformten, rauchenden Köpfe nach mir um und heulen, als würden sie mich rufen. Immer wieder flackert eine Emotion am Rand meines Bewusstseins auf, doch ich kann sie nicht greifen. Ist es Angst? Unverständnis? Oder doch Befriedigung? Immer schleppender komme ich voran, bis ich das Gefühl habe, ähnlich wie meine Mütter nur noch über dem Boden zu schweben. Ihre spindeldürren Arme hängen herab, sodass ihre monströsen Krallen tiefe Furchen in den Stein graben, doch sie schreiten unbeirrt weiter. Zu ihrem Meister?

Schimmelige Feuchtigkeit sickert von den dunkelgrauen Wänden.

Tropf, tropf, tropf.

Ein modriger Gestank strömt mir in die Nase, doch es ist fast so, als würde ich mich daran gewöhnen, als würde ich Teil meiner Umgebung werden und ihn nicht mehr als so beißend und übelkeiterregend wahrnehmen.

Meine Mütter gehen voran, und ihr liebender Sohn folgt. Folgt, bis die Nebelschwaden um meine Waden dichter werden. Folgt, bis ich hüfthoch im Dunst gehe und er so schwer wird, dass ich ab der Hüfte abwärts nichts mehr von meinem Körper erkennen kann. Wie Wasser, das in eine Kammer strömt und Zentimeter für Zentimeter an Höhe gewinnt, steigt auch der Nebel an. Bald reicht er mir bis zur Brust, bald spüre ich unter der Kälte nicht einmal mehr meinen schleichenden Herzschlag. Es ist keine klirrende Kälte, keine, die die Zähne zum Klappern bringt, sondern eine, die sich wie eine Faust um mich legt, zudrückt und damit auf eine groteske Art zusammenhält.

Als der Nebel meinen Hals emporkriecht, versucht die Panik, mich am Leben zu halten. Ich spüre, wie das Adrenalin mir eine Hand entgegenstreckt, an der ich mich hochziehen könnte, doch ich brauche keine überhitzte Panik, wenn ich meine eisige Starre habe. Und so lasse ich den Nebel weiter anschwellen, Stück für Stück steigt der Dunst höher, und es ist, als würde ich in ihm ertrinken.

Er nimmt mir Sicht und Gehör. Ich möchte die Arme ausstrecken, um nicht die Orientierung zu verlieren, doch meine Glieder sind zu schwerfällig, und es würde zu viel Energie kosten, sie anzuheben. Wie durch mehrere Lagen Watte nehme ich das Heulen meiner Mütter wahr und halte mich daran fest, gehe darauf zu, schleppe mich hinter ihnen her. Irgendwann höre ich ihre schauerliche Melodie – *Mercy, Mercy, Mercy* –, doch je dichter und dicker der graue Schleier wird, desto mehr wird ihr grausamer Singsang von einer anderen Stimme überlagert.

Zunächst dringt sie wie ein gedämpftes Echo zu mir hindurch. Vor, dann hinter, doch rechts ... oder links von mir? Vor, hinter, links, rechts? Ich bin versucht, mich im zähflüssigen Grau in alle Richtungen umzudrehen, doch plötzlich rast die verzerrte Stimme frontal auf mich zu und trifft mich wie ein schreiender Rammbock.

NICHTS IST SO GEWISS WIE DAS ELEND.

NICHTS IST SO GEWISS.

NICHTS.

Die Worte schlagen auf mich ein, die Frauenstimme brüllt: *ELEND, ELEND, ELEND.* Und ich? Bin elendig, wie ich weiter voranschreite, mich tiefer und tiefer im Nebel verliere, nichts sehe als das Grau, das feucht auf meiner Haut liegt. Nur die Stimme schneidet durch den dickflüssigen Dunst.

Bewege ich mich überhaupt noch vorwärts? Wo ist dieses *Vorwärts*? Ich kann meine Mütter nicht mehr hören, weiß nicht, wo sie sind. Wo ich bin. Drehe ich mich nur noch im Kreis um die eigene Achse? Verrückt von der Stimme, die in einem Moment in meinem Hinterkopf widerhallt, im nächsten hinter meiner Stirn pulsiert, in der folgenden Sekunde von weit entfernt zu mir dröhnt.

Nichts ist so gewiss wie das Elend.

Ich irre umher wie eine Nadel in einem Kompass ohne Himmelsrichtungen. Verliere jegliches Zeit- und Raumgefühl. *Nichts ist so gewiss wie dieser verdammte Nebel*, will ich der brüllenden Stimme entgeschleudern, doch meine Zunge ist zu ermattet, um Worte zu formen.

Der Duft von Lavendel berührt meine Sinne. Als sich eine zarte Note Vanille daruntermischt, halte ich mich an diesem Geruch fest. In dem feuchten Dunst wirkt er so fremd und verstörend, dass er mir Halt gibt; wie ein blumiges, pudriges Versprechen. Der Schleier lichtet sich. Aber nicht wie ein Vorhang, der endlich fällt, nicht wie

eine Nebelbank, die man durchbricht, sondern schleichend. Als sich meine Sicht so weit klärt, dass ich Umrisse erahnen kann, blicke ich auf bewachsene Weite, durch die schemenhafte Gestalten wabern. Der Duft intensiviert sich, wird mit einem Mal so stark, dass er mir in die Nase sticht, während der dickflüssige Nebel langsam ausdünnt, sodass er mir nur noch wie ein Seidentuch um die Schultern liegt.

Gigantische Felder voll Lavendel erstrecken sich vor mir. Zwischen den Büschen wächst eine weitere Pflanze, krautig, mit drei gezackten Laubblättern und weißen Blüten. Die Luftfeuchtigkeit ist so hoch, dass ich selbst ohne den Nieselregen Nässe auf der Haut spüren würde. Ich weiß, dass ich nicht träume, denn ich sehe Farben. Sehe das satte Lila des Lavendels, das von dunkelgrünen Blättern und cremefarbenen Blüten unterbrochen wird. Dunkelrote Wassertropfen glänzen auf den Pflanzen, perlen von Stielen und Blattbewuchs.

Nein. Keine Wassertropfen, sondern ...

Ich lecke über meine Unterlippe und schmecke Eisen.

Blut.

Es regnet ... Blut.

Zahlreiche ewig Schlafende schreiten durch den Lavendel wie Feldarbeiterinnen durch ihre satte, doch verfluchte Ernte. Ihre geöffneten Schädel sind nicht mehr zu sehen, denn sie tragen tief-schwarze Schleier, die dünnen Glieder erscheinen ausgemergelt, die Knie angeschwollen, die Ellbogen wie spitze Winkel.

Willkommen, singen sie in einem scheußlichen Chor. *Die weinenden Witwen heißen dich willkommen.*

Willkommen in ihrem Reich.

Im Reich der ewig Schlafenden.

Ich suche nach meinen Müttern, doch plötzlich stehen sie dicht vor mir. Gerade als ich vor ihren Klauen zurückweichen will, hebt

eine von ihnen ihren stiftdünnen Arm und hält mir einen Zweig Lavendel hin.

Ich starre auf die fragile Pflanze zwischen den pechschwarzen Krallen.

Ein Geschenk?

Ganz langsam hebe ich die Hand, halte nach jedem Zentimeter inne und rechne damit, dass meine Mutter ihren Schleier hochreißt, mich anspringt und ihre vor Gift tropfenden Zähne in mich gräbt.

Doch stattdessen fasse ich mit zwei Fingern nach dem Zweig, und wir berühren uns. Ein elektrisierender Schock zuckt durch mich hindurch, meine Augenlider fallen zu, und ich ... sehe, wie ich als kleiner Junge mit meiner Mutter Alba frühmorgens vor dem Fernseher sitze, Cartoons schaue und Pancakes esse.

Ich höre das Schlaflied, das Neptune mir jeden Abend vorgesungen hat. Fühle Albas innige Umarmung und wie sie mir den Kopf küsst. Schmecke keine Angst mehr, nachdem meine Mütter mit mir jeden Winkel der Akademie abgelaufen sind, um mir zu beweisen, dass dort keine Monster lauern.

Keine Monster.

Mit geschlossenen Augen frage ich: »Mum?«

Und sie antwortet: »Du bist zu Hause, mein Kind.«